

Die attische Gesellschaft

in der neueren Komödie der Griechen.

Vortrag

von

Dr. J. Gert
in Basel.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter).

Königliche Hofbuchdruckerei.

1897.

Die mittlere Gesellschaft
in der neuen Form der
We

Verlag

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königl. Hofbuchdruckerei.

1881

Für die Kenntniß der Athener des peloponnesischen Krieges besitzen wir fast unerschöpfliche Quellen an Euripides und Aristophanes. Es wird kaum ein wichtiges Lebensgebiet geben, von dem wir nicht durch die Tragödien des einen, die Komödien des andern die specielle Auffassung, die man damals im allgemeinen darüber hatte, oder die verschiedenen Meinungen, die sich bekämpften, erführen. Staat und Religion, Poesie und Philosophie, gesellschaftliche und sittliche Fragen aller Art werden bei ihnen so in die Diskussion gezogen, wie sie von dem gebildeten und ungebildeten Publikum des damaligen Athens erörtert werden mochten, und wir brauchen nur mit offenen Augen zu lesen, um uns sofort in dem großen Medium der Kultur jener interessanten Zeit zu befinden.

Anderß steht es leider mit den Mitteln, die uns für die Bekanntschaft mit den späteren Athenern, denen des zu Ende gehenden vierten, des dritten und zweiten Jahrhunderts, zu Gebote stehen. Auch sie verdienen sehr wohl gekannt zu sein; denn das seiner politischen Größe beraubte Athen war für die ganze hellenistische Welt eine große Kulturpotenz geblieben, nach der man sich bewußt und unbewußt richtete. Wie gerne hätten wir auch aus ihrer Zeit Dichter, die uns ihr Denken und Empfinden so reflektirten, wie die genannten Dramatiker es für die ihre thun! Und es hat solche Dichter, Dichter sehr hohen Ranges, in Wahrheit gegeben, die wir als die Erben des Euripides und

des Aristophanes zugleich betrachten können, indem sie vom Tragiker die verwickelte, vom Komiker die heitere Handlung entnahmen; es sind Menander und Philemon und ihre Gesellen, die Dichter der sogenannten neueren Komödie.

Aber wenn wir nach ihren Stücken fragen, so erhalten wir die trostlose Antwort, daß wir uns mit mehreren Hundert Komödientiteln und mehreren Tausend Fragmenten begnügen müssen, weil kein einziges ganzes Werk auf uns gekommen ist. Wenn nicht aus ägyptischen Gräbern der Ptolemäerzeit noch eines oder das andere zu Tage gefördert wird, werden die Schätze dieser Litteratur mit der unendlich feinen Beobachtung des menschlichen und des speziell griechischen Lebens und Treibens, die sie enthalten haben müssen, auf ewig für uns verloren sein.

Wir müssen dem Schicksal Dank wissen, daß es uns wenigstens die Mittel, die Größe des Verlustes zu schätzen, nicht vorenthalten hat. Erhalten sind uns die interessanten „Charaktere“ des Aristoteleschülers Theophrast, wo zur Darstellung der menschlichen Charaktertypen die Komödie das reiche Material an Einzelzügen geliefert hat, so daß der Geschwätzige, der Geizige, der Taktlose u. s. w. sich in lauter solchen Aeußerungen darstellen, die den Dichtern entnommen sind; erhalten sind uns aber besonders auch die römischen Nachdichtungen der griechischen Stücke, die zwanzig Komödien des Plautus und die sechs des Terentius aus dem Ende der dritten und der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. Ihre Nachdichtung ist bald freier, bald hält sie sich so an das Original, daß sie zur Uebersetzung wird. Auf römische Zustände ist namentlich bei Plautus ziemlich häufig angespielt, so daß man einige Vorsicht üben muß, um die Verwechslung römischer und griechischer Züge zu vermeiden, und auch darauf, daß der römische Nachahmer die Feinheiten seiner Vorlage hin und wieder vergrößert, muß man beim Lesen gefaßt sein; im ganzen aber bietet diese römische Komödie doch ein gutes Bild

der griechischen und an Zeugnissen für die Kultur des späteren Griechentums ist sie überaus reich; wir dürfen getrost annehmen, daß hier keine wichtige Seite derselben, sofern sie von den griechischen Dichtern häufig behandelt wurde, unerörtert geblieben ist; wenn auch zuzugeben ist, daß einiges, was zur feineren hellenischen Bildung oder zum raffinirteren Luxus gehört, mehr in den Hintergrund tritt.

Wenn wir uns nun aber nach den genannten Quellen, die wir für die Kenntniß der neueren Komödie haben, eine Vorstellung von der späteren attischen Gesellschaft zu machen suchen, so müssen wir uns von vornherein darüber klar sein, daß die Gesellschaft, welche die Dichter uns vorführen, keinen Anspruch darauf hat, ohne weiteres als Vertretung des attischen Volkes zu gelten. Die griechische Komödie, das dürfen wir nicht vergessen, ist ein dionysisches Spiel, und der Inhalt der neueren Komödie ist der Kampf um den Genuß; damit ist von vornherein die Ausschließung aller derjenigen Volkselemente gegeben, die an diesem Kampfe keinen oder nur geringen Antheil haben; nichts liegt dem Komödiendichter ferner, als sein Volk mit eines Gustav Freytags Augen bei seiner Arbeit zu sehen, und auch sein Publikum hätte ihm wenig Dank dafür gewußt, denn sein Sinn für den Segen der Arbeit war nicht groß; dafür dürfen wir aber erwarten, uns in diesen Stücken die Gesellschaft, der es gut geht oder die doch findet, daß es ihr pflichtgemäß gut gehen sollte, also die Gesellschaft in Anführungszeichen, vorgeführt zu sehen, und da der Reiz der Aufführungen doch wesentlich darin bestand, daß der Zuschauer in seiner Phantasie ein Stück Leben miterlebte, das in der Wirklichkeit zu genießen ihm selbst sehr wünschenswerth gewesen wäre, so dürfen wir getrost sagen: Das Leben der Klasse, die uns hier gezeichnet wird, entspricht in seinen angenehmen Seiten wenigstens dem, was Alle, die nicht Cyniker waren, gerne auch gehabt hätten, und ist insofern für

die ganze griechische, wenigstens die athenische Gesellschaft charakteristisch. Versuchen wir es nun, ihre wesentlichsten Züge kurz zu einem Bilde zusammenzufassen.

Wir gehen von der Frage nach den Quellen ihrer Subsistenz aus. Gewöhnlich denkt man sich die Athener ganz vorwiegend als ein handel- und gewerbetreibendes Volk, und das sind sie ja sicher auch gewesen. Aber in der Komödie tritt diese Seite ihrer Thätigkeit sehr zurück. Wohl wird etwa eingeschärft, daß man für den Fall der Verarmung ein Gewerbe verstehen sollte, um wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, und der Handel, besonders der überseeische, ist, wie zuweilen auch der fremde Kriegsdienst, als ein Mittel, Reichthum zu erwerben oder verlorenen Reichthum wiederherzustellen, sehr geschätzt. Der Held des Mercator, die Väter im Trinummus und in der Mostellaria, die beiden Ehemänner des Stichus kommen aus fernen Gegenden als reiche Leute nach Athen zurück; wo Getreide-, Vieh-, Delhändler im Vorbeigehen genannt werden, hat man ebenfalls an solche zu denken, und auch der Sklavenhandel rentirt gut. So kann es denn gelegentlich geradezu als Zeichen der Tüchtigkeit eines jungen Mannes angeführt werden, daß er sich zur Mehrung des Besitzes auf die See begiebt, und einmal kommt es sogar vor, daß Jemand seinen Grundbesitz verkauft und sich mit seinem Kapital dem Seehandel widmet. Aber letzteres ist doch eine seltene Ausnahme. Im allgemeinen hält diese Gesellschaft den Handel für eine sehr riskirte Sache, und vor dem Meere mit seinen Stürmen und seinen Piraten hat sie eine für das Seevolk auffällige Furcht. Die gewöhnliche Grundlage ihres Reichthums ist der Landbesitz in Attika, und wer etwas arbeiten will, findet hier reichen Ertrag, ohne daß sein Reichthum dem Verdachte ausgesetzt wäre, dem Menander die Fassung gab:

„Noch keiner ward in Kürze reich mit Ehrlichkeit.“

Der Schauplatz der plautinischen und terenzischen Stücke ist, vom Rudens und der Bidularia abgesehen, in der Stadt, und das Landgut pflegt für den Dichter das bequeme Auskunfts- mittel zu sein, um den Abgang oder die Abwesenheit einer Person zu motiviren; aber gleichwohl kommt die helle Freude am Landleben an mehr als einer Stelle zum Ausdruck:

„Glück dir und Heil, mein liebes Land! Nach langer Zeit
Grüß' ich dich jubelnd. Keinem andern Erdenfleck
Thät' ich es so; mein liebes Gütchen aber, das
Mich nährt, verdient Verehrung, wie man Götter ehrt.“

So redet Jemand nach langer Abwesenheit sein Grundstück an. Hier kann man sich gehen lassen und leben wie man will; denn das Landleben ist die Lehrmeisterin eines freien Lebens und wird daher besonders auch gerne von dem Verarmten aufgesucht, der den Ansprüchen, welche die Stadt erhebt, entgehen möchte. Aber auch sonst zieht sich dahin zurück, wem der städtische Luxus und die Demokratie mit dem in ihr großgezogenen Neide der Armen gegen die Reichen das städtische Leben verleidet hat; strenge Väter schützen ihre Söhne vor aller Niederlichkeit am besten, indem sie sie beständig hier halten und nur alle vier Jahre einmal zu den großen Panathenäen in die Stadt gehen lassen, um sie dann sofort, wenn sie den der Göttin dar- gebrachten Peplos gesehen haben, zurückzunehmen, und besonders halten sich hier die Alten gerne auf, denen die Genüsse der Stadt verleidet sind; einmal hört man von einem sich dahin zurückziehenden Vater geradezu die gutmüthige Begründung, es geschehe, damit das Familienvermögen den Aufwand und das Nichtsthun des Sohnes in der Stadt besser aushalten könne.

Im ganzen hat man es also mit einer grundbesitzenden Klasse zu thun, die zwar keine politischen Vorrechte mehr hat, aber in sozialem Sinne eine Aristokratie darstellt, und die ab- wechselnd auf ihren Landgütern und in der Stadt lebt; sie ist,

weil nur ihr Leben ihr als lebenswerth erscheint, und man nur mit feinesgleichen auf gleichem Fuße verkehren zu können glaubt, also z. B. auch die armen Verwandten meidet, strenge von allem dem geschieden, was sich auf gewerblichem Gebiete von seiner Hände Arbeit ernährt und wofür der Grieche das Wort *Banausos* hatte. Wir finden in der Komödie nicht, daß mit irgend einem Handwerker oder Künstler freundschaftlicher Umgang gepflogen würde; außer den Standesgenossen und den Bedienten zeigen sich in diesen Kreisen fast nur Parasiten, Geldverleiher, Köche und Kuppler, also Personen, die zum Genusse nach irgend einer Seite behülflich sind, und zur großen Seltenheit einmal ein Maler oder ein Arzt. Dazu kommt noch eine Anzahl von schutzbefohlenen kleinen Leuten, die bei den römischen Dichtern Klienten hießen, und denen man manchmal mit ziemlichen Opfern an Zeit in ihren Rechtshändeln beisteht, um sie dann auch zu seiner Verfügung zu haben, wenn man in eigener Sache Zeugen braucht. Etwa einmal stellen sich auch Proletarier vor, die, weil sie keinen besseren Gelderwerb haben und sich auf kein Handwerk verstehen, dem mühseligen Fischfange obliegen.

Es herrscht nun zwischen den sozialen Klassen kein besonders gutes Einvernehmen. Den Reichen, bei denen der Reichthum oft gemeine Herkunft und niedere Gesinnung überschatten muß, wird vorgeworfen, daß sie die Armen sich abmühen lassen, um die Früchte ihrer Arbeit selbst einzuheimsen, und daß mit ihnen nicht auf dem Fuße bürgerlicher Gleichheit zu verkehren sei; den Armen gegenüber haben sich die Reichen über Empfindlichkeit und Mißtrauen und vor allem über den ewigen und unaufhörlichen Neid zu beklagen. Prächtig ist der widerwärtige Neidhammel, der auch den bestgemeinten Vorschlägen des reichen Nachbarn böse Absichten unterschiebt, in dem *Euclio* der *Mulularia* gezeichnet und auch die *Advocati* im *Pönulus* sind recht ordinäre

Schimpfer. Dieser Neid kann aber zu ernsthaften Gefahren führen. Es ist sehr fatal, wenn er in den Gerichten Gelegenheit sich zu äußern bekommt und es da beim Urtheilssprechen nach dem Satz der menandrischen Gnome: „Arm bist du; also nimm für Reiche nicht Partei“ zugeht. Schon ein fortgejagter Koch kann sich sehr unangenehm machen, indem er an die Bürger Attikas appellirt; aber man kann auch zum Beispiel dazu gezwungen werden, eine sehr fragwürdige entfernte Base zu heirathen oder doch wenigstens auszustatten; oder man kann wie Dämones im Rudens als das unschuldige Opfer einer Rancune aus der Vaterstadt verbannt werden. Ueberhaupt ist den Armen nicht zu trauen:

„Wer arm ist, sucht ein besseres Los, als das er hat,
Ist doch zu freveln Thaten stets die Noth bereit,“

heißt es in Philemons Fragmenten, und eine Gnome Menanders lautet:

„Der Hunger hört auf Widerlegung einmal nicht.“

Da ist es denn natürlich, daß eine gewisse revolutionäre Stimmung besteht, die Demjenigen zur Verfügung ist, der sich ihrer zu bedienen weiß und das Volk im richtigen Momente mit frechen Worten haranguiren kann; denn die Frechheit und der Erfolg sind am Ende doch die stärksten Mächte oder, wie man damals sagte, die größten Götter, und die Masse glaubt an und für sich die Lüge lieber als die Wahrheit. Aber auch wenn es nicht zu großen Bewegungen kommt, kann der Arme dem Reichen bitteres Herzeleid zufügen, wenn er ihm als Sykophant zuseht. Wie nervös die Ahnung, daß ein solcher im Spiele ist, einen sonst ruhigen Mann machen kann, zeigt der Simo der Andria; ganz besonders aber wird dieses Genre im Phormio in seiner Pracht dargestellt. Da sieht man, wie

(439)

wehrlos der vornehme Athener dem Sykophanten — denn das ist der Held, wenn er auch Parasit heißt — gegenübersteht, sofern dieser Familiengeheimnissen auf die Spur gekommen ist; es ist kein Zweifel, daß Apollodoros von Karystos, der vortreffliche Verfasser des griechischen Originals, der Wirklichkeit hier durchaus folgt.

Aber konnten denn nicht diese in ihrer Mehrzahl doch braven Wohlhabenden in der zur Zeit der neueren Komödie sehr reduzirten Demokratie vermittelt der zündenden Kraft des Wortes denjenigen Platz einnehmen, der ihrem Besitze und ihrer Bildung zukam? Mußten sie denn Demagogen aufkommen lassen, auf deren Eide soviel als auf die einer Buhlerin zu geben war? Wie verhielten denn sie sich gegenüber dem Staate?

Die Antwort ist, daß sie die gewöhnlichen Bürgerpflichten erfüllen, als junge Leute ihren Militärdienst thun, auch wohl einen besondern Sklaven als Waffenträger halten. Auch die Theilnahme an den Volksversammlungen, die freilich sehr langweilig werden können, wird noch als ein Theil der Erziehung des freien Atheners betrachtet. Später übernimmt er nach dem Grundsatz noblesse oblige Funktionen, bei denen es zu repräsentiren gilt, er macht Gesandtschaftsreisen für den Staat und bewirthe fremde Gesandte, an Ehrgeiz fehlt es nicht ganz. Ehre, Ruhm und Popularität werden neben Besitz und Kredit als die erstrebenswerthen Lebensgüter genannt, und in älteren Jahren pflegt man denn auch eine Säule des Rathes zu sein, wobei freilich begegnen kann, daß sich der umgängliche Bulente zu Hause als Tyrann, der energische als Pantoffelheld herausstellt. Ueberall, wo es Geld zu verwalten giebt, traut man ihnen, die das Stehlen nicht nöthig haben, in einer Zeit, da schon der Name Archidemides an Korruption zu erinnern scheint, mehr Ehrlichkeit als den Andern zu.

Aber wenn wir unsere Gesellschaft mit den Athenern des peloponnesischen Krieges vergleichen, so fällt es doch stark auf, wie viel weniger patriotischer und politischer Schwung in den Leuten ist. Steuern hatte man wohl auch früher nicht gerne gezahlt, aber jetzt wird sogar über das Davonlaufen in der Schlacht meist nur mit Selbstironie gewitzelt, und ein moralisirender Alter glaubt zu bemerken, daß die Bewerbung um politische Ehren bei dem jungen Volke nachgerade übel angesehen sei. Und kann uns dies groß wundern? Schon die Demokratie hatte redlich das Ihre gethan, um diese Klasse politisch verdrossen zu machen, und nun war doch in der Zeit eines Alexander, Demetrius, Pyrrhos und des besonders bewunderten Agathokles die attische Politik bei dem neuen Maßstabe, womit die geschichtlichen Dinge jetzt gemessen wurden, unwillkürlich klein und unbedeutend geworden, und ganz unerfreulich war es, einen Blick auf das übrige Griechenland zu werfen; angesichts der sich gegenseitig zerfleischenden Hellenen läßt sich etwa der Stoßseufzer hören, die Tyche, die dies geschehen lasse, sei jedenfalls keine Hellenin.

Wir würden uns demnach kaum wundern, wenn eine kosmopolitische Denkart, wie sie aus dem einer Mutter erteilten Rath spricht, nach der Herkunft des Schwiegersohnes nicht zu fragen, da ja auch ein Skythe und Aethiope eine edle Natur haben könne, und wie sie auch das Fehlen jedes Antisemitismus im Pönulus zu beweisen scheint, häufiger zu Tage träte, als sie in Wahrheit thut. Aber sie ist selten und an ironischen Blicken auf die Diadochen fehlt es nicht, wie denn zum Beispiel die massenhaften Taufen und Umtaufungen von Städten nach ihrem Namen im Rudens ganz schön damit persiflirt werden, daß der Sklave Grippus, der den Koffer des Kupplers aus dem Meere gezogen hat, sich in seinen Luftschlöffern als Gründer einer Polis Namens Grippus sieht. Im Grunde ist es den Dichtern doch

nur in Athen, der Nährmutter von Hellas, wohl, und sie halten denn auch darauf, daß in ihren Stücken die autochthone attische Bürgerschaft nicht durch fremdes Blut verunreinigt wird. Ein Mädchen kann sehr abenteuerliche Schicksale durchgemacht haben, ehe es seinen Mann findet, wenn aber bewiesen ist, daß es eine attische Bürgerin sei, so ist man über dasselbe beruhigt, und wenn ein reicher Athener eine arme Bürgerstochter heirathet, so thut er dies mit dem Bewußtsein, ein politisch gutes Werk zu thun; nirgends aber kommt eine legitime Ehe zwischen einem Athener und einer Nichtathenerin oder umgekehrt zu stande; in dieser Beziehung schließt sich das Athen der neueren Komödie mehr ab, als das alte gethan hatte. Und ferner erscheint es immer als ein vom Selbstmorde nicht weit entfernter Akt der Verzweiflung, wenn der Athener in fremde Dienste geht oder sonst seiner Vaterstadt auf immer Valet sagt; nur völliger Bankerott und schreckliche Erfahrungen in der Liebe können ihn dazu bewegen, und er ist unendlich froh, wenn sich das Wetter wieder aufgehellt hat und er die Chlamys wieder gegen das Himelion vertauschen kann.

Wenden wir uns nun von der Betrachtung des weiteren bürgerlichen Kreises, in dem sich unsere Leute bewegen, zu der des engeren familiären, so fällt vor allem auf, wie klein die Familien sind. Hätten wir nicht das menandrische Fragment, das da lautet:

„An Unglück geht doch über einen Vater nichts
Als nur ein anderer Vater, der mehr Kinder hat,“

so wüßten wir aus der Komödie überhaupt nichts von irgend welchem Kinderreichthume. In keinem von allen sechsundzwanzig Stücken der römischen Dichter stößt man auf eine Familie mit mehr als zwei Kindern. Es herrscht ein Zweikindersystem, wie es nicht anderswo in der Geschichte wird nachzuweisen sein, und

daß es nicht bloß ein scheinbares, auf den Umstand, daß die Dichter eben nicht mehr Personen brauchen, zurückzuführendes ist, geht aus einer Menge von Stellen hervor; auch haben wir an dem, was wir von Hetärenthum, Kindertödtung und Kinder- aussetzung wissen, genug Anhaltspunkte, um uns über die Sache nicht zu wundern; daß aber eine Gesellschaft, die sich auf dieser Bahn bewegt, dem Aussterben verfallen ist, ist ebensovienig wunderbar.

Betrachten wir zunächst die Frauenwelt! Diese zerfällt, wie Jedermann gleich sieht, in eine emanzipirte und eine nicht emanzipirte Hälfte, in die Welt der Hetären und die der anständigen Frauen. Die ersteren stehen in der Komödie mehr im Vordergrund als im Leben der Fall war, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Handlung der Stücke sich auf der Straße abspielt, die anständige unverheirathete Athenerin hier aber nicht zu finden war; in der That kommt nur ein einziges Mal eine solche, im Persa, auf die Bühne; diese ist aber die Tochter eines Parasiten und muß einem Sykophantenstreiche zu Liebe die kriegsgefangene Sklavin spielen. Wollte also der Dichter nicht auf Mädchenrollen einfach verzichten, so blieb ihm nur die Hetäre oder doch das in dieser Sphäre aufgewachsene Kind übrig. Dieses letztere, das sich als freie, in früher Jugend ausgesetzte, verlorene oder gestohlene Athenerin zu entpuppen pflegt, wird von ihm in einem Theile derjenigen Fälle auf die Bühne gebracht, wo die Handlung mit einer legitimen Heirath schließen soll; wo dies sonst der Ausgang sein soll, da wird er fast nie durch irgend eine unschuldige Bekanntschaft motivirt; denn zu einer solchen gab die Sitte einmal keine Gelegenheit, sondern im Taumel eines Festes, bei dem die sonstige Aufsicht nachläßt, muß ein galantes Abenteuer die Thatsache schaffen, die dann zur Heirath führt.

Was nun das Verhältniß zu den Hetären betrifft, so muß

vorausgeschickt werden, daß die sexuelle Ausschreitung an sich Niemand zum Vorwurfe gemacht wird. So viele Klagen und Selbstanklagen in diesen Stücken laut werden, so betreffen sie immer nur die Entwöhnung von ernsthafter Thätigkeit, die Lieberlichkeit und den finanziellen Leichtsinne, welche die Sache im Gefolge hat, und im übrigen heißt es: „Thue, was dich gelüstet, sofern es in guter Art geschieht!“ Auch die Hetären als solche sind für ernsthafte Leute kein Gegenstand der Verachtung. Man weiß wohl, was alles auf ihren Charakter schädigend einwirkt, beurtheilt sie aber im ganzen danach, wie sie sich geben, und im Eunuchen zum Beispiel kann Thais in ein freundschaftliches Klientelverhältniß zum Vater ihres Geliebten treten, nachdem sie allerdings sehr vortreffliche Eigenschaften an den Tag gelegt hat.

Wenn wir die erhaltenen Stücke durchgehen, so finden wir, daß ein Theil der Hetären einfach liebende Mädchen sind, ohne daß auf das Dubiose ihrer Existenz Bezug genommen wäre, so Philocomasium im Miles, Philematium in der Mostellaria, Phönicius im Pseudolus; im Mercator haben sich Pasicompsa und ihr Geliebter sogar eheliche Treue versprochen. In andern Fällen dagegen werden wir mit Damen bekannt gemacht, denen viel Böses nachgesagt werden kann. Sie sind vor allem über die Maßen habüchtig und müssen es sein, wenn sie den großen Luxus, den man von ihnen verlangt, bestreiten und für ihre alten Tage, um dann nicht in dienende Stellung zu kommen, etwas zurücklegen wollen. Dadurch werden sie für ihre Liebhaber zur Kalamität, und das wissen sie auch und sprechen es mit wahrhaft klassischer Objektivität aus, daß es nicht in ihrem Interesse liegt, gut zu sein. Die beiden Bacchides, Phronesium im Truculentus mit ihren drei Liebhabern, die Bacchis im Heauton timorumenos proklamiren ihren Egoismus ohne die mindeste Scham, und besonders Gymnasium in der Cistell-

laria, die ihre dem Trunke ergebene Mutter mit ihrem Verdienste muß durchbringen helfen, macht sich daraus sogar etwas wie eine Tugend, die nicht ohne eine gewisse Pedanterie gepflegt wird. Andere sind besser. Zum Beispiel die eben genannte Thais des Eunuchen weiß, so sehr der Sklave Parmeno über die bei ihr neben allem Luxus herrschende Pauvreté und über ihr bedürfnisreiches Wesen schilt, durch seines Urtheil über das, was sich gehört, und durch ware Herzensgüte zu gewinnen, und im Beginn der Hecyra vertritt ein solches Mädchen, dem die rücksichtslose Ausbeutung aller Männer empfohlen wird, mit aller Kraft die gegentheilige Ansicht, wonach es ihm wenigstens gestattet sein soll, nur einen Einzigen zu lieben.

Die Herkunft der Hetären ist eine verschiedene. Bald sind sie Fremde freien Standes wie das Mädchen von Andros, das sich zuerst, ehe ihm die Kräfte versagten, durch seiner Hände Arbeit ernährte, bald Libertinen, die ein guter Freund, vielleicht sogar ein Freund unfreien Standes, wie Toxilus in Persa, aus der Sklaverei freigekauft hat, bald sind sie einfach die Sklavinnen eines Kupplers. Freie Athenerinnen sind, so weit dies möglich ist, durch das Gesetz des Staates vor der Nothwendigkeit, zu diesem Berufe zu greifen, geschützt; denn ein naher Verwandter hat die Pflicht, sie zu heirathen oder mit einer Mitgift zu versehen. Durch ihr Aeußeres, indem sie zum Beispiel keine Haarbinden tragen, unterscheiden sich die Hetären von weitem von den verheiratheten Frauen; bei besonderen Gelegenheiten, wie bei der Rückkehr einer siegreichen Armee, pflegen sie in Menge so aufgedonnert als möglich Parade zu machen; und es sind unter ihnen prächtige Erscheinungen, bei denen es sehr begreiflich ist, daß sie Eroberungen machen; aber ihre Siege verdanken sie doch auch wesentlich der gesellschaftlichen Bildung, die sie im Verkehre mit den Männern erwerben und wodurch sie den in der Enge ihrer Gynaitonitis aufgewachsenen anständigen Mädchen überlegen sind.

Bei Menander klagt ein solches, daß sie mehr freveln, sich vor nichts scheuen und ärger schmeicheln, muß aber in demselben Augenblicke auch zugeben, daß sie mehr wissen als die Bürgertöchter, und bei verschiedenen Gelegenheiten erhält man den Eindruck, daß sie es trefflich verstehen, eine unbefangene, heitere Konversation in den Gang zu bringen. Rohe und gemeine Späße werden ihnen nicht in den Mund gelegt; in dieser Beziehung sind die Dichter der neueren Komödie ja überhaupt viel lesbarer als Aristophanes; nur im Vorbeigehen sei hier daran erinnert, wie selten, wenn sie auch nicht völlig fehlen, bei ihnen die Anzüglichkeiten wegen unnatürlicher Laster sind.

Ein eigenthümliches Verhältniß, das nicht völlig klar ist, muß zwischen verheiratheten Frauen und Hetären bestanden haben. Im Beginn der *Eistellaria* klagt eine Hetäre, daß in ihrem Stande im Gegensatz zu dem der Matronen zu wenig Zusammenhalten sei, Sene hätten die Neigung, sie in Abhängigkeit von sich zu halten, und wenn man eine Bitte an sie habe, werde man in hochmüthiger Weise behandelt, offen schmeichelten sie, hinter dem Rücken aber werde man von ihnen verleumdet, als verführe man die Männer. Man möchte gerne genauer wissen, was zu einer Berührung zwischen den beiden Ständen Veranlassung gab. Aus anderen Stellen nämlich ersieht man, daß sich die bessere Hetäre mit dem verheiratheten Manne nicht befaßt. Die Bacchis der *Hechra* giebt das Verhältniß zu ihrem Freunde auf, sowie sich dieser verheirathet; ein wüstes Verhältniß eines Ehemannes zu einer Hetäre findet sich allerdings in den *Menächmen*; aber hier herrscht überhaupt dem Verwechslungsmotiv zuliebe die tollste Phantastik. Wo gar Greise in die Netze der Hetären gerathen, werden sie immer der Gegenstand des lautesten Hohns, wenn nicht gar der schärfsten Züchtigung.

Ein Gegenstand allgemeinen Abscheues sind der Kuppler und die Kupplerin. Diese muß einige Male der Hetäre, deren Mutter

sie ist oder vorstellt, die habgüchtige Seite des Hetärenwesens abnehmen, so daß der Liebhaber ernstlich geliebt und dabei doch arg geschöpft werden kann; ihre besondere Schwäche pflegt die Neigung zum Trinken zu sein; Jener gilt als die Verkörperung aller Habgucht, Rohheit und Gemeinheit. Es wird mit Pathos beklagt, daß die attische Jugend einen solchen Menschen überhaupt in der Stadt dulde, und auch die biedereren Greise aus dem gemeinen Volke suchen ihn im Pönulus als den Verderber der Bürger zu vernichten; aber, wenn er auch in der Komödie natürlich stets Haare lassen muß, erfährt man doch gelegentlich, daß er durch seinen mit dem schmutzigen, aber oft sehr umfangreichen Geschäft erworbenen Reichthum einflußreich ist; auch die anständigen Bürger brauchen ihn für allerhand Geldgeschäfte, und für die Verachtung, die beständig gegen ihn explodirt, entschädigt er sich durch souveräne Frechheit, indem er etwa einem armen Liebenden vorhält: „Ich habe mich nie für etwas anderes ausgegeben, als ich bin, du aber hast dergleichen gethan, als hättest du Geld, und hast keines.“

Selbstverständlich wurde der Umgang mit den Hetären für schwächere Charaktere die Veranlassung zur leichtsinnigsten Lebensführung. Excesse im Trinken und eine Niederlichkeit, die, wie dies bei dem Sohne des Chabrias vorkam, selbst die Steine zum Denkmal des eigenen Vaters zu verkaufen fähig ist, sie hängen sich natürlich daran. Es ist daher von Interesse, das Urtheil zu erfahren, das die Griechen über diese Erscheinung ihres Volkslebens haben. Wenn wir die Väter der jungen Leute fragen, so sind diese bald nachsichtig und bald streng, je nachdem die Reflexion, daß die Jugend austoben müsse, und daß sie es einst auch nicht besser gehalten hätten, oder der Zorn über die Verzettlung des Vermögens, der sie gelegentlich zur Enterbung des leichtsinnigen Sohnes bestimmt, vorherrscht. Auffälliger kann erscheinen, daß zum Beispiel in der *Casina* und im *Phormio*

auch die Mütter die Sache mit sehr toleranten Augen betrachten. Von den Dichtern freut sich der größte, Menander, soweit aus den ihm nachgedichteten Stücken hervorgeht, der Liederlichkeit seiner jungen Landsleute ganz und gar nicht. Man muß nur ein wenig aufmerksam lesen, um den stillen Sarkasmus zu fühlen der in den Bacchides und dem Truculentus zum Ausdruck kommt. Im Heauton timorumenos gewinnt doch am Ende der Vater gegenüber dem einer bösen Buhlerin verfallenen Sohn das Spiel, und besonders in den Adelphei, einem Stücke, das die Erziehungsfrage mindestens ebenso grundsätzlich als die Wolken des Aristophanes anfaßt, triumphirt die strenge Denkart am Schlusse sehr schön über die laxen. Aber Menander selbst lebte in einer sehr soliden und glücklichen Verbindung mit Glycera, die eine — Hetäre war.

Daß insolge des Hetärenwesens viele nicht dazu kamen und nicht dazu kommen wollten, legitime Ehen einzugehen, ist selbstverständlich, viele thaten es am Ende aber doch, und bei diesen konnte ein etwelcher Optimismus hoffen, daß die bisherige Treue gegen die Hetäre die Treue gegen die künftige Frau verbürgen werde. Diese kannte man vor der Hochzeit fast nie, man hatte sie, sofern sie nicht, was als erwünscht galt, eine Verwandte war, höchstens gelegentlich einmal gesehen, und ein geängstigter Jüngling kann sich sogar zu der Idee versteigen, daß man für ihn eine Mißgeburt aufgezogen habe. Es ist also jedenfalls gut, wenn die Familie wenigstens sonst befreundet oder benachbart ist. Die Motive zur Eheschließung muthen uns etwa einmal aus anderen Gründen sonderbar an; so kommt es im Trinummus bekanntlich vor, daß Dysiteles um die Schwester seines liederlichen Freundes anhält, um diesem aus einer Verlegenheit zu helfen. Ganz besonders aber läßt man sich durch das reine Geldinteresse zur Heirath bestimmen. Es wird z. B. — freilich in ärmlichen Verhältnissen — ganz offen die Wittgift,

die zur Ablösung einer Hypothek dienen soll, als Grund zu dem Schritte genannt, oder die Frau wird als „die Alte, die mich mit ihrer Mitgift gekauft hat“, bezeichnet. Aber diese Mitgift, die zwanzig große Talente betragen kann, ohne die eine Ehe in vieler Leute Augen ein bloßes Konkubinat oder eine Verbindung zwischen Esel und Kuh ist, und die auch in der sentimentalsten Szene in Frage kommen kann, kann den, der um sie seine Freiheit verkauft hat, gründlich unglücklich machen, und Mancher kommt zu spät zur Erkenntniß, daß Tugend die wahre Mitgift sei. Gerade die reiche Frau ist oft in ihrem Puz außerordentlich luxuriös. Wie hätte es auch anders sein können? Der griechische Ehrgeiz steckte doch der Frau auch im Blute, und bei der geringen geistigen Bildung, die ihr oft zu theil ward, mußte er seine Bethätigung auf diesem Gebiete suchen. So ist denn die Ehe oft ein nothwendiges Uebel oder wenigstens ein Meer voll von Gefahren; denn auch geschwätzig, neugierig, widerwärtige Widerspruchsgeister, herrschsüchtig und eifersüchtig sind die Weiber nach dem Urtheile der armen Männer. Gegen diese ließe sich freilich nach der nämlichen Komödie eine schöne Gegenklage erheben, wenn wir an die derben Späße denken, die sie sich gegen ihre Gattinnen erlauben, und daran, wie oft sie ihnen den Tod anwünschen oder nichts dagegen haben, wenn der Bediente denselben in ihrer Gegenwart wünscht. In Wahrheit aber würde man wohl sehr irre gehen, wenn man sich nach solchen Aeußerungen diese Ehen als besonders unglücklich denken wollte. Für Viele mochten sie ein schweres Ding sein, bis sie sich daran gewöhnt hatten; dann aber hieß es bald: „nichts ist so vertraut als Mann und Weib“, und das Verhältniß war ein durchaus schönes. Die attische Bürgerstochter war denn doch, auch wenn sie noch so viele Mängel hatte, ein ganz anderes und feineres Wesen als die Hetäre, und das mußte jetzt zu Tage kommen. Wie schön zeichnete Menander im Ori-

ginal des Stichus die eheliche Treue zweier Schwestern, die ihr Vater zum Aufgeben der arm gewordenen und in der Ferne irgendwo neuem Erwerbe nachgehenden Männer vergeblich zu bestimmen sucht; denn sie haben den Mann und nicht das Geld geheirathet, und wie reizend ist der Frauenspiegel, den sie dabei zum besten geben! Ein ganz prächtiges Beispiel der Liebe und zugleich des edeln Stolzes gegen den sie verkennenden Gatten ist die Alkmene des Amphitruo, eine Gestalt, die sich getrost neben die besten Heroinen der Tragödie stellen kann.

Es wird etwa einmal gesagt, durch jede Mauer finde ein Wiesel und ein Ehebrecher den Weg; in Wahrheit aber ist der Ehebruch, von dem besonderen Falle des Amphitruo abgesehen, in diesen Stücken ein seltenes Motiv, und für den abgeschmackten Miles gloriosus vorbehalten. Dagegen ist von Scheidungen nicht selten die Rede. Der Mann kann eine solche durchsetzen, wenn sich an der Ehre der jungen Frau, welche die Mitgift auch der sonst Mitgiftlosen ist, nachträglich ein Flecken zeigt, ja er muß diesen Schritt thun, und wenn er ihn der Liebe zu der Schuldigen wegen auch noch so ungerne thut, ein Motiv, das in der Hecyra sehr geschickt behandelt ist; für die Frau ist ein Scheidungsgrund die Untreue des Mannes, die freilich meistens leichter straflos durchgeht als die ihre, oder eine schwere moralische Mißhandlung durch ungerechte Vorwürfe; aber auch ein gar zu übles Verhältniß zur Schwiegermutter kann sie bewegen, das Haus zu verlassen und zu ihrem Vater zu gehen, der dann vor allem die Mitgift zurückfordert.

Was die Kinder betrifft, so gelten Söhne für Säulen des Hauses, und es ist das natürliche Interesse des Vaters, daß sie sich wieder verheirathen und die Familie fortpflanzen. Aber auch ihnen gegenüber hegt man so viele Sorgen, daß ihr Besitz als selbstgewollter Kummer erscheint. Auch die Kosten der Erziehung

sind, wenn wir einer im Truculentus aufgestellten Rechnung glauben dürfen, von den ersten Tagen an sehr große, und ein rechter Hypochonder kann, wenn er alles bedenkt, was die Kinder noch kosten werden, denen, die zur glücklichen Geburt eines Stammhalters gratuliren, entgegenen: „Wenn du noch beifügst, daß damit die Hälfte meiner Habe dahin ist, wirst du die Wahrheit gesagt haben.“ Aber mit noch viel schwereren Bedenken denkt man an das Schicksal der Töchter. Sie sind so schwer zu versorgen, daß einer ein recht verblendeter Mensch sein muß, wenn er sie nicht gerne an den ersten Freier weggiebt, und nun lesen wir das bezeichnende Wort: „Einen Sohn zieht Jeder, auch der Arme, auf, ein Mädchen setzt auch der Reiche aus.“

Dies führt auf die Mittel, wodurch man sich solcher Kinder, die man nicht aufziehen wollte, entledigte; es sind dies die Tödtung und die Aussetzung. Jene verhinderte sicher, daß das kleine Wesen ein Leben durchmachen mußte, das nicht lebenswerth war; das ist das Raisonnement eines im Sinne des Dichters ganz braven Mannes, des Chremes im Heauton timorumenos, der eine Abneigung dagegen hatte, eine Tochter aufzuziehen; dieses war eine Halbheit, aber oft die einzige rettende Auskunft, auf die das mütterliche Gemüth in entsetzlich peinvollen Augenblicken kommen konnte. Das Gewöhnliche war in solchen Fällen bei denjenigen, die da wußten, was sich gehört und nicht nur nach ihrem Belieben fragten, wenn sie das Kind nicht anerkennen und aufziehen wollten, jedenfalls die Tödtung; aber auch die Aussetzung oder wie im Truculentus die Weggabe an irgend eine halbwegs bekannte Person kann nichts Seltenes gewesen sein, wenn auch die Komödie, als sie mit der deutlichen Tendenz, sich zum bürgerlichen Schauspiel zu entwickeln, den großen Schritt that, von der Tragödie die verwickelte Handlung und damit die Wiedererkennung zu entnehmen, dieses von Oedipus und Ion her

bekannte Motiv vielleicht häufiger verwandt hat, als der Wirklichkeit entsprach.*

Wenn uns nun von unserem Standpunkte aus diese Dinge und besonders die Tödtung schrecklich vorkommen, so ist zu sagen, daß der Grieche hier von ganz anderen Anschauungen ausging. Das Leben wurde nun einmal nicht so hoch geschätzt wie in unserer Gegenwart. „Das Beste ist, nicht geboren werden, und das Zweitbeste, nach der Geburt wieder so schnell als möglich zu gehen, woher man gekommen,“ hieß es schon bei Sophokles, und die menandrische Version des Gedankens lautete bekanntlich: „Wen die Götter lieben, der stirbt jung.“ Mit solchen Gedanken mochte man sich trösten, wenn man am entscheidenden Tage das Kind nicht aufhob. Aber freilich, das Aussterben der alten attischen Bürgerschaft erklärt sich, wie schon gesagt, bei diesem System leicht. In das Kapitel des Pessimismus, dem das Fest des Lebens rasch verleidet, gehört auch die Schnelligkeit, womit man zum Selbstmorde bereit ist. Unglückliche Liebende drohen alle Augenblicke damit, sich ins Schwert zu stürzen oder sich beim Arzt Gift geben zu lassen, und den Bewohnern von Keos, die sich mit sechzig Jahren zu vergiften pflegten, rühmte man es als einen schönen Brauch nach, daß, wer bei ihnen kein schönes Leben führen könne, auch kein übles mehr zu führen pflege.

Zunächst den Familienangehörigen stehen die Freunde und Verwandten des Hauses. Sie konsultirt man bei allen wichtigen Angelegenheiten, zumal wenn es sich um Heirathen oder Scheidungen handelt. Zwar haben die Frauen im Stichus, da sie sich für Scheidung aussprechen, vor ihrer Weisheit keinen großen Respekt, und anderswo wird über ihre Konsultation damit

* Um das Gespräch Heaut. tim. 626 ff. kommen wir nicht herum, so gerne wir die Sache anders hätten, und auch Terenz läßt sich ohne Gewaltthatigkeit nicht dafür verantwortlich machen.

gespottet, daß es heißt, man wolle sich über die beste Weise, sich zu hängen, mit ihnen besprechen. Aber im ganzen scheint ihr Rath doch viel zu gelten. Auch mit den Nachbarn, wenn sie nicht, wie das die Komödie natürlich sehr oft bedingt, eine Kuppler- und Hetärenwirthschaft sind, sucht man sich gut zu stellen. Junge Leute haben ihre Vereine, die etwa, wenn ein geprellter Vater ganz und gar keine Raison annehmen will, mit ihren Finanzen für den Streich des Sohnes einstehen.

Und nun die Sklaven! Bei der enormen Rolle, die sie in der Komödie als die Ausdenker und Ausführer aller Streiche spielen, und bei der langen Skala vom verantwortungsvollen und hochgeschätzten Vermögensverwalter bis zum gemeinen Ackerknecht oder zum Hausprofossen wäre ein langes Kapitel über sie zu schreiben; doch soll hier nur einiges Wenige über sie gesagt werden. Vor allem präsentiren sie sich, ob sie auch aus Syrien, Karthago oder Thracien oder irgendwelchen anderen Barbarenländern stammen, als Griechen; sie scheinen sich bald nationalisirt zu haben. Die Behandlung, die ihnen zutheil wird, ist natürlich eine sehr verschiedene; besonders graut dem feinen städtischen Bedienten, der sein Los unter Umständen viel vorzüglicher als das eines armen Freien findet, vor dem Schicksal, auf das Land verbannt zu werden und dort mit dem Spaten arbeiten zu müssen, während andererseits der Bauernsklave im Gefühle seiner größeren Tüchtigkeit den städtischen Laugenchichts mit Verachtung betrachtet. Auch unter den Sklavinnen werden große Unterschiede gemacht. Die freien Hetären haben feine Zosen, die ihnen selbst an Schlaueit nichts nachgeben und natürlich entsprechend gehalten werden müssen, und auch die Frau aus gutem Hause ist oft von einem großen Schwarm von feineren Sklavinnen umgeben; neben diesen aber sind in Masse die zum Spinnen und Weben verwandten Mägde da, bei denen man, wenn sie nur ihre Arbeit recht besorgen,

auf ein schönes Aeußere nicht sieht. Natürlich wird unbedingte Unterwürfigkeit verlangt. Für den Sklaven ist sein Herr Staat, Richter und Gesetz, und während der Freie an seiner Freiheit eine schützende Decke besitzt, muß er sich durch Gehorsam schützen, denn die Strafen, die man gegen ihn anwendet, sind hart, und besonders mit der Peitsche, auf deren Wirkungen man ein besseres Zutrauen als auf den Schwur eines Bedienten hat, ist man sofort zur Hand. Aber trotz diesen Strafen, denen der Sklave unter Umständen durch die Fürbitten einer gütigen Herrin oder im schlimmsten Falle durch die Flucht an den Hausaltar entgehen kann, sind Sklavendelitte, besonders Diebstahl, Lüge, Frechheit und Renitenz sehr gewöhnlich, und es giebt auch Bediente, die sich, zumal mit Hülfe des bei dieser Klasse besonders häufigen Fatalismus, gegen alle Strafen völlig verhärtet haben und bei denen keine Grausamkeit mehr etwas hilft. Im ganzen indes liegt es doch im Interesse des Sklaven, sich mit der Herrschaft gut zu stellen, zumal mit deren jungem Theile, und diesem Interesse verdanken die vielen Bündnisse zwischen dem schlauen Bedienten und dem jungen Herrn ihr Dasein, die wir in der Komödie antreffen. Oft werden diese in der allerfrühesten Jugend der jungen Leute entstanden sein, indem der Knabe, dem es an Geschwistern fehlte, auf die Unterhaltung eines Lieblingsknechts angewiesen war und sich dafür von früh an gewöhnte, diesem aus der Speisekammer etwas Gutes zuzutragen. Aber auch die edlere Verbindung mit dem Pädagogen wird sich in vielen Fällen lange erhalten haben, nur daß die Komödie keine Veranlassung hat, sie zu verwerthen. Wenigstens begleitet im Mercator ein Pädagoge auch den erwachsenen Sohn noch auf Reisen, und in den Bacchides beschwert sich der Pädagoge sehr darüber, daß der Jüngling ihn nicht höflicher als einfach mit seinem Namen Lydus anredet. Das Pekulium der Sklaven ist manchmal sehr groß; Stafimus im Trinummus,

der sich freilich mit Konnivenz seines jungen Herrn viel zu stehlen erlaubt, besitzt ein ganzes Talent und spielt abends in der Kneipe unter seinen spitzbübischen Kollegen jedenfalls eine große Rolle. Mit ihrem Pekulium werden sie sich oft freigekauft haben; in den erhaltenen Stücken aber erhalten sie die Freiheit nicht auf diesem Wege, sondern sie ist nebst den nöthigen Mitteln zum Weiterleben der Lohn für geleistete Dienste, für den sie sich freilich nicht immer sehr dankbar bezeigen sollen. Auch ohne förmliche Freiheit aber können sie sich in Athen sehr frei bewegen, so daß Plautus gelegentlich einer Sklavenhochzeit ausdrücklich bemerken muß, dergleichen komme dort vor, während es in Rom nicht möglich sei, und ihrer Menschenwürde vor allem können sie sehr beredten Ausdruck geben; denn wenn auch der Dienst unfrei ist, so ist doch die Zunge frei. „Ich bin so gut Mensch als du,“ heißt es dem Freien gegenüber, und die Sklavin Pythias im Eunuchen ist schön darüber entrüstet, als der unverschämte Chärea ihr sagt, er habe sich gegen Pamphila das Aergste herausgenommen, weil er sie für ihre Mitklavin hielt. Schließlich kann auch der Sklave seine Seele frei fühlen, wenn er nach dem menandrischen Verse handelt: „Mit freiem Willen diene — und du bist kein Knecht!“

In der nächsten Nähe des reichen Hauses bewegen sich nun noch der Koch und der Parasit, beides bekanntlich überaus beliebte Gestalten der Komödie. Was den Koch betrifft, so kommt er in den römischen Stücken mehrfach vor, besonders aber in den von Athenäus erhaltenen Fragmenten, und da ergiebt sich die interessante Thatsache, daß Philemon, Menander und Apollodor von Karystos verhältnißmäßig wenig mit den Küchengeschichten zu thun haben, während über einem Diphilos und Anderen eine förmliche Fisch- und Ragoutatmosphäre lagert. Der Koch thut es bei diesen Dichtern an Prahlerei sogar dem Söldneroffizier gleich, was viel heißen will. Er prahlt mit

seinen Lehrern, die womöglich zu den sieben Weisen der Kochkunst gehören, er prahlt mit seinen nächtlichen Studien, in denen er sich in die Klassiker derselben vertieft. Großartig klingen die Worte der neuen Terminologie, womit er zu imponiren sucht; er hat sie bald Epikur, bald Homer entnommen. Seine Küchenphilosophie begnügt sich nicht mit dem bloßen Kochen, sondern eine ganze Anzahl von Hülfswissenschaften, Astrologie, Geometrie, Arzneikunde und Taktik werden in seinen Kreis gezogen; es giebt welche, die, zu vornehm, um überhaupt in die Küche zu gehen, als Kenner Demofrits und Epikurs nur von außen in harmonischen Intervallen die Reihenfolge der zu kochenden Substanzen diktiren; bei ihnen kommt die kritische Nase in der Litteratur zum ersten Male vor, sie sehen mit divinatorischem Blicke, welchem von den Gästen dieses und welchem jenes Essen am besten paßt; ein Koch, der es zu stande gebracht hat, im tiefften Binnenland einem Fürsten große Rüben zu kleinen See-fischen herzurichten, steht einem Dichter völlig gleich; sie haben durch ihre Speisen die größte Macht über das menschliche Gemüth, und alle Kultur rührt von ihnen her, indem sie zuerst den Menschen die Menschenfresserei abgewöhnt haben.

Der Parasit, der zu seinem Berufe durch Verschwendung seiner Habe gekommen zu sein pflegt, ist dazu da, die größte Verachtung und die übermüthigste Behandlung in Empfang zu nehmen. In Gesellschaften, worin Respektspersonen, wie fremde Gesandte vorkommen, wird er nicht geladen, sondern nur in solche, wo man sich kann gehen lassen, und da man weiß, daß er die Gesellschaft nur des Schmarogens willen besucht, muß er sich hier alles gefallen lassen und hat diese seine Geduld auch zu einer Art von Virtuosität ausgebildet: für das Unwürdige seines Charakters hat er die Entschuldigung, daß er doch besser als ein eigentlicher Gauner sei. Doch giebt es auch feinere Gesellen unter ihnen, die mit überlegener Ironie die

Schwächen ihrer Herren übersehen; es sind das die Gesellschafter des Soldaten im Miles und im Eunuchen, und der schon berühmte Parasit des Phormio zeigt bei seiner Sykophanterei eine wahrhaft souveräne odysseusartige Geistesgegenwart. Auch die Parasiten übrigens treiben ihr Metier wissenschaftlich und halten sich für ihre Späße eine ansehnliche Litteratur.

Wenig beliebt ist der Geldausleiher. Er lebt vom Leichtsinne der jungen Welt, also am liebsten, wo viele Hetären und Kuppler sind, und er lebt trotz aller Gesetze, womit man ihm schon hat auf den Leib steigen wollen. Um Geld ließe er sich durchprügeln, und die ganze Klasse heißt die allergottloseste. Prächtig ist eines dieser Exemplare in der Mostellaria gezeichnet, wie es nach seinem Zins zu den Göttern schreit.

Im feindseligsten Gegensatz zu der, wenn auch liederlichen, so doch amüsanten und geistreichen jungen Welt Athens steht der Offizier aus diadochischen Armeen. Geil und gefräßig, ein Lügner, wo ihn die Haut anrührt, wenn es die Erzählung seiner Heldenthaten gilt, prozig in seinem ganzen Auftreten, brutal besonders auch gegen das weibliche Geschlecht und bei allem schließlich feige, ist er der Gegenstand eines Hasses, der nur hinter dem Hasse gegen den Kuppler zurücksteht. Aber leider ist diesem Hasse, worin die Dichter ganz sicher nur die Stimmung ihres Publikums ausdrückten, ein gutes Theil Neid beigemischt. Denn traurigerweise hat der Soldat oft sehr viel mehr Geld als der attische Gutsbesitzerssohn und sticht diesen bei den Mädchen aus, und das ist es, was ihm nicht verziehen wird; mit seinen übrigen Lastern hätte man vielleicht eher Nachsicht.

Nachdem uns dieser Blick auf die Soldaten wieder zu den leidigen Hetären geführt hat, erlauben wir uns nun doch auch die Frage, wie es mit denjenigen Lebensgebieten stand, mit denen der Gott Gros nichts zu thun hatte. Auch über diese

wird ja die Komödie gelegentlich einige Auskunft geben. Was thaten denn vor allem die jungen Leute, wenn sie den Mädchen nicht nachzogen? Der Anfang der *Andria* sagt uns, daß, wenn mit ihrem Austritte aus den Epheben die Herrschaft des Pädagogen ihr Ende erreicht hatte, das Interesse sich entweder den Pferden oder den Jagdhunden oder den Philosophen zuwandte. Es ist aber dazu gleich zu sagen, daß die neuere Komödie sonst von dem Pferdesport nichts weiß, vielleicht, weil man in Athen ärmer geworden war als in den Tagen des Pheidippides der aristophanischen *Wolken*, und auch von der Jagd weiß man nur, daß die Hasen in Attika bereits selten waren und daß einem Menander seine Aufforderung an die Jugend, kühne Jägerthaten zu unternehmen, wegen des totalen Mangels an Bestien den Spott eines anderen Komikers zuzog. An Philosophen dagegen war kein Mangel, und ein wenig philosophirte alle Welt. Den komischen Dichtern war natürlich Epikur lieb, während auf die Stoiker wegen ihrer großen Redensarten mehr oder weniger Spott fiel und die Cyniker diesen geradezu provozierten. Wenn wir von dem Cyniker, der drei Ranzen und kein Dogma hat, lesen oder von dem, dessen auch cynisch gesinntes Weib ebenfalls im Tribonion herumläuft, oder dem, der sich absichtlich im Sommer dick und im Winter dünn kleidet und an einer anderen Stelle Betrachtungen über die nationalökonomische Schädlichkeit nichts essender Philosophen finden, so können wir daraus immerhin den Schluß ziehen, daß diese Leute die Aufmerksamkeit des Publikums stark auf sich gelenkt hatten. Auch aus den subtilen Distinktionen und den echt sophistischen Disputationen, die man hier und da zu hören bekommt, spricht eine wenigstens oberflächliche Kenntniß der philosophischen Redegewohnheiten, und die bereits erwähnte Philosophie der Köche beweist gleichfalls, daß wir es mit einem Volke zu thun haben, das an alles mit wissenschaftlichem Raisonnement geht.

(458)

Ueberhaupt reflektirt auch aus der Komödie die allgemeine Verbreitung einer nicht unbedeutenden, alles veredelnden Bildung. Lesen und Schreiben kann sozusagen Jedermann, und zwar braucht man für die Aneignung dieser „Elementarwissenschaften“ vier, nicht, wie viele moderne Primarlehrer meinen, fünf oder sechs Jahre. Denn eine artige Hetäre sagt es uns im Pörsa: „Einem Schafe, wenn es in die Schule ginge, könnte es nach vier Jahren möglich werden, die Schrift anständig erlernt zu haben.“ Man ist der Schreibekunst, ohne die ein Sehender blind ist, über die Maßen dankbar; denn sie dient nicht nur der Erinnerung, sondern ist auch durch das, was sie vermittelt, eine Arznei der Seele. In den Schulen wird ferner auf korrekten sprachlichen Ausdruck und reine attische Aussprache hoher Werth gelegt. Auch junge Hetären werden angehalten, sich in gebildeter Sprache zu äußern, und ein Fragment belehrt uns, daß die übrigen Griechen sich über die pedantisch vertretenen Ansprüche der Athener auf sprachliche Alleinherrschaft beschwerten; diese müssen also bestanden haben und stark betont worden sein. Die poetische Litteratur kennt man gut; es geht dies schon aus der Menge von Citirungen theilweise entlegener Mythen hervor, die nur auf diesem Wege bekannt sein konnten; ein Bedienter, der einen solchen Mythos citirt, wird geradezu als litterarisch gebildet gerühmt, und ein Koch bewegt sich dergestalt in homerischen Ausdrücken, daß man, um ihn zu verstehen, ein Homerlexikon braucht. Schon damals wurde übrigens gern falsch citirt und der Fehler etwa mit dem Sage: „Nicht auf das Stück, nur auf den Sinn kommt es mir an,“ entschuldigt. Selbstverständlich hat auch die Kunst des Verseschmiedens eine gemeingefährliche Verbreitung erlangt; man sträubt sich dagegen, eine schöne Magd im Hause zu haben, weil man dabei riskiren würde, alle Morgen Elegien zu deren Ehre an die Hausthüre geheftet zu finden. Auch mußirt wird natürlich viel. Der

Lehrer des Saitenspieler ist neben dem der Geometrie der bestbesoldete. Wir erfahren, daß Mädchen, die sich als Hetären gut sollen benehmen können, in Begleitung eines Pädagogen in die Musikstunde geschickt werden; daß solche auch die Tänze der berühmtesten ionischen Tanzmeister lernen, ist ebenso selbstverständlich, als daß der Knabe in die Palästra geht.

Wenn, von den gelegentlichen Anspielungen abgesehen, von der eigentlichen Wissenschaft wenig die Rede ist, so hat dazu eben die Komödie wenig Veranlassung geboten. Doch fehlt es nicht ganz an Spuren, die den Sinn für Geschichte und Länderkunde bezeugen. Ein alter Mann sagt im Trinummus, daß er die Geschichte bis in die graue Vorzeit los habe, und einem Reisenden traut man die Absicht, eine Reisebeschreibung zu verfassen, zu. Ein Dichter verfaßte einen „Historiographos“. Sollte dessen Held auch, was wohl möglich ist, ein wissenschaftlicher Schwindler gewesen sein, so ist doch schon die bloße Möglichkeit der Existenz eines solchen ein Beweis dafür, daß wissenschaftliches Interesse vorhanden war.

Diese vielseitige Bildung, die den Leuten von überallher zuströmte, konnte bei einem jungen Manne in einem gewissen Widerspruche zu seinen ökonomischen Verhältnissen stehen, so daß er sich dann schämte, einen armen Vater zu haben; im ganzen war man ihr doch ungemein dankbar, da man anerkannte, daß sie die Menschen zähme und verfeinere. Die „attische Eleganz“, die man sich auf diese Weise aneignete, mochte ja oft mit übertriebener Werthschätzung der guten Form verbunden sein; aber sie verpflichtete die Leute doch, auf sich zu achten und sich zu beherrschen; es war doch ein Unterschied zwischen einem Athener und einem alkoholsüchtigen Barbaren, und als einmal ein Mädchen sich mit der Waffe in der Hand rabiät auführt, wird aus drücklich gesagt, daß dies gegen die attische Erziehung sei

Daß man sich auch des Schönen, das es in Athen zu sehen gab, freute, ist selbstverständlich. Fremden wird gern das prächtige Athen mit seinen Stadtmauern gezeigt, und einer ihrer ersten Gänge pflegt der auf die Akropolis zu sein. Namen von Künstlern wie Zeuxis und Apelles führt man gern im Munde, aber auch die Privathäuser sind mit Gemälden schön ausgestattet, und ihre Architektur ist hin und wieder sehr reich und geschmackvoll zu denken. Von der Einrichtung ihrer Wohnung sagt eine Geliebte: „Dieses Haus duftet nach Aphrodite, weil mein Freund alles aufs feinste angeordnet hat,“ und daß der Parasit lieber den aus einem Hause aufsteigenden Rauch als die Kunstwerke ins Auge faßt, womit es außen und innen geschmückt ist, ist ein Kennzeichen seiner gemeinen Gesinnung. Hierher gehört auch eine Erwähnung der Prachtliebe, die an den Festen zur Entfaltung kam. Mit welcher Begeisterung ist im Pönulus von dem Aphroditefest zu Kalydon die Rede, und für eine Athenerin werden die Feste unmittelbar neben den verwandten und befreundeten Frauen als das genannt, was sie an die Heimath fesseln könnte.

Die Freude am Schönen konnte der Grieche einmal nicht verleugnen, und sie wirkte auf sein Empfindungsleben zurück, wie sie darin begründet war. Es ist auffällig, wie weich er in der damaligen Zeit trotz aller Härten sein konnte, welche die Sitte des Alterthums mit sich brachte. Mit rückhaltlosem Enthusiasmus giebt er sich seiner Bewunderung, seiner Freude hin, ebenso rückhaltlos äußert er eigenen Schmerz und Mitleiden mit Anderen; es wird bisweilen geweint, wie es die sentimentale Zeit des achtzehnten Jahrhunderts nicht besser konnte. Ganz besonders ist die starke Betonung hervorzuheben, womit das, was sich damals Humanität oder, sofern es als soziale Pflicht des oberen Standes aufgefaßt wird, Liberalität nennt, zum Ausdruck kommt. „Ich bin ein Mensch und halte mir

nichts Menschliches fremd“ und „Ich bin ein Mensch, du bist ein Mensch“ sind dafür die klassischen Worte, und „illiberal“ klingt für einen Kreis, der sich seiner gesellschaftlichen Pflichten so sehr bewußt ist, geradezu als der Komparativ von „hart und grausam“. Mit dieser Gesinnung macht man aber Ernst und versetzt sich in die Gefühle des Anderen, mit dem man zu thun hat. Auch der Sklave wird sehr oft grausam, aber nicht hochmüthig behandelt; es würde gegen die humane Denkart gehen, ihn seine dienende Stellung unangenehm empfinden zu lassen, und er ist deshalb auch nichts weniger als ein verschüchtertes Wesen, sondern verkehrt auch mit Respektspersonen oft fast auf gleichem Fuße. Ueberhaupt weiß man ganz genau, was Takt und Zartgefühl ist. Man mokirt sich über den Soldaten, der sich den von ihm Beschenkten gegenüber auf das Geschenk beruft, spricht mit den Leuten nicht unnöthig über Dinge, die ihnen unangenehm sind, und läßt einem Mädchen eine schmerzliche Mittheilung auf die schonendste Weise durch eine Matrone machen u. s. w. Gerade die vielen Taktlosigkeiten, die Theophrast anführt, sind ein Beweis dafür, wie unangenehm man solche Verstöße empfand. Auch das Verzeihen fremder Fehler gehört zu dieser Humanität; man muß sagen, daß es sich oft als weiche Kondeszendenz äußert; in den meisten Fällen aber freut man sich über den Verzeihenden doch.

Auch an Ehrgefühl fehlt es dieser Gesellschaft nicht. Man weiß, daß man sein Wort halten soll, daß man, wenn einem auch des Reichthums wegen vieles straflos hingehen würde, doch gegen die Schwachen sich keine Gewalt zu Schulden soll kommen lassen, selbst nicht in dem sonst so vieles entschuldigenden Kaufsch; denn sie ist ein Frevel, nicht ein bloßes Vergehen; ein Sohn will um alles nicht den eigenen Vater betrügen, ein armes Bürgermädchen mag sich nicht zu einer Gaunerei mißbrauchen lassen, ein alter Mann läßt sich nicht

mehr gern auf Intriquen ein. Verstellung mag dem Sklaven anstehen, aber nicht dem Freien. Auch der liederliche Lesbionicus im Trinummus findet es mit seiner Ehre unvereinbar, sich seine Pflicht gegen die Schwester vom Freunde so ohne weiteres abnehmen zu lassen, der Sünder Chærea muß sich im Eunuchen von der feinen Thais die Lehre gefallen lassen: „Wenn ich auch noch so sehr dieser Beleidigung werth war, so war es doch deiner nicht werth, sie mir anzuthun,“ und die Frauen im Stichus wissen, daß sie ihre Pflicht thun sollen, auch wenn die Männer die ihre nicht erfüllen. Man möge damit zusammenhalten, daß der Satz: „Für uns Alle ist die Meinung, die wir von uns selbst haben (*συνεσθησις*), eine Gottheit“ von Menander stammt.

Ueber die verfeinerte Sitte jener Gesellschaft wäre noch vieles zu sagen; doch soll nur noch auf eines aufmerksam gemacht werden; das ist ihr Bedürfniß, über moralische Dinge und sonstige Wahrheiten aller Art zu reflektiren und das Gesetzmäßige, das Allgemeine, das der Menge der Erscheinungen zu Grunde liegt, in einen prägnanten, kurzen Satz zu fassen. Schon Euripides liebt die Sentenz, in noch höherem Grade aber liebte sie Menander, und es war ihm wirklich gegeben, vieles so schön zu sagen, wie es vielleicht nach ihm bis auf Goethe kein anderer Dichter gesagt hat; noch in der Terenzischen Nachdichtung giebt es einzelne Partien, die an den Tasso und die natürliche Tochter erinnern. Wenn nun auch darüber geklagt wird, daß die Leute den schönen, von der Bühne vernommenen Sätzen im Leben oft nicht nachkommen, so ist doch dieser Trieb, das Allgemeine zu finden, natürlich nicht nur das Verdienst des einzelnen Dichters, sondern er muß in der Nation in hohem Grade vorhanden gewesen sein. Der Grieche reflektirte und philosophirte eben überhaupt gern und war sich dessen als einer hellenischen Eigenschaft wohl bewußt, und ein Gott gab ihm für das Gefühlte und Erkannte das klare Wort.

Vielleicht hängt es mit diesem philosophischen Triebe der Nation zusammen, daß von niederem Aberglauben in der Komödie dieser Zeit nicht viel die Rede ist. Verschwunden war er natürlich nicht, aber doch wohl aus der höheren Gesellschaft einigermaßen zurückgedrängt, so daß der Deisdaimon, d. h. der auf Schritt und Tritt die schädliche Einwirkung böser Mächte befürchtende Aengstliche, auffiel. Dieser wird uns hauptsächlich von Theophrast vorgestellt, wie er, reinigenden Lorbeer im Munde, herumgeht, überall in den lächerlichsten Dingen Vorzeichen sieht, Todte und Wöchnerinnen nicht sehen mag, weil ihr Anblick verunreinigt und ein beständiger Kunde von Traumdeutern, orphischen Pfaffen und Priesterinnen ist. Aber er ist eine Ausnahme, und für die Aufklärung, die bei der Mehrzahl herrscht, ist es bezeichnend, daß es einmal heißt, ein Fluch, der unbewußt ausgesprochen worden sei, habe in der Komödie keine Macht. Im übrigen ist allerdings etwa von einem Fluchacker die Rede, bei dessen Bearbeitung Mensch und Thier zu Grunde gehen, oder vom Geiste eines Ermordeten, der in einem Hause herumspukt und es unbewohnbar macht, oder von Prodigien, durch die eine Verlobung rückgängig gemacht werden kann; es handelt sich aber hier überall um Lügengeschichten, womit furchtsame Leute geschreckt werden sollen. Selten ist von Wahrsagern und Zauberern die Rede, so viel Liebeszauber zum Beispiel auch damals versucht werden mochte, etwas mehr von Zauber zur Heilung von Kranken, besonders von Wahnsinnigen. Bei einer solchen Gelegenheit — es ist in den Menächmen — lernen wir den einzigen Arzt kennen, der uns in der römischen Bearbeitung der Komödie entgegentritt; er ist ein echter Charlatan.

Und nun zum Schlusse die Religion! Hier ist es interessant zu sehen, wie der alte Glaube an die persönlichen Götter und der neue an ursprünglich unpersönliche, dann aber doch auch personifizierte Gewalten unvermittelt, aber ohne sich zu be-

kämpfen, nebeneinander hergehen. Von den alten Göttern führt Zeus noch die Weltregierung und führt auch Buch über gute und böse Werke der Menschen, eine Vorstellung, die von Euripides einst ausdrücklich war abgelehnt worden. Die übrigen Götter heißen ihm gegenüber einmal die kleinen, oder man spricht auch bei einem feierlichen Schwure von den oberen, unteren und mittleren Göttern. In erster Linie werden aber doch bei Jupiter die Eide geschworen, die der Kuppler und andere Frevler regelmäßig zu brechen pflegen; trotz dieser unzähligen Meineide besteht indes der Glaube, daß der Gott die Schuldigen strafen werde, weiter, und man bringt etwa dem Frevler in Erinnerung: „Wenn es dir einmal schlecht geht, so wirst du wissen, wofür du die Schmerzen hast.“ Neben dem höchsten Gotte treten Götter wie Apollon, Artemis, Athene sehr zurück; dagegen genießen solche, von denen für bestimmte Lagen des Lebens und für bestimmte Anliegen Hülfe zu erwarten ist, Poseidon als Gott des Meeres, Hermes als Gott des Verkehrs, Asklepios, die Götter des häuslichen Herdes u. a. innige Verehrung und von den Göttinnen vor allem Aphrodite, wofür der Kuden, der in der Nähe eines armen, aber von einer trefflichen alten Priesterin verwalteten Aphroditeheiligthums bei Cyrene spielt, und der Pönulus mit der Schilderung jenes prachtvollen Aphroditefestes von Kalydon sprechende Beispiele geben. Ueberhaupt wird viel gebetet und geopfert, und das Gebet ist doch durchaus nicht immer bloße Form, sondern zeugt von wirklicher Empfindung; nur wird etwa gesagt, es sollte mehr aus dem Munde der besseren Menschen kommen, weil die Götter auf solche eher hören. Abgelehnt wird die unwürdige Vorstellung eines abergläubischen Weibes, daß die Götter sich durch einen rechten Heidenlärm von Pauken und anderen Instrumenten eher rühren ließen. Auch die Eingeweideschau bei den Opfern hat noch ihre gläubigen Seelen und ebenso glaubt

noch Der und Jener an Vorbedeutungen, die sie durch den Vogelzug den Menschen zukommen lassen. Rationalistisch wird an den Mythen nicht viel herumgedeutet, nur bei der Niobegegeschichte findet sich dies einmal. Die verfänglichen Mythen müssen nur selten zur Rechtfertigung eines Vergehens herhalten; doch begegnet es immerhin auch etwa einmal, daß an einer im Rausche begangenen Missethat neben dem Wein die Götter schuld sein müssen. Ganz gemeine Vorstellungen, wie die, daß Helios in einer langen Nacht einen Rausch ausschläfe, kommen nur bei gemeinem Volke vor.

Neben dem Götterglauben findet sich nun aber die eigenthümliche religiöse Verwendung abstrakter Begriffe, wie Hoffnung, Erhaltung, Liebe, Glück u. s. w. Sie wird wohl ihren Grund darin haben, daß das menschliche Gemüth das Bedürfniß hatte, seine ängstlichen und seine hoffnungsvollen, seine schmerzlichen und seine freudigen Gefühle einer höheren Macht anzuvertrauen und bei der verwirrenden Menge der überlieferten Gestalten nicht wußte, wohin sich wenden. So schuf es denn aus dem abstrakten Begriffe gemäß der dem Griechen inwohnenden poetischen Gestaltungskraft eine neue menschlich-göttliche Gestalt. Die häufigste dieser Gestalten ist die Personifikation des Schicksals, die Tyche, neben der auch die Nothwendigkeit und sogar das Ungefähr, das Automaton, einhergeht, und in dieser Umgebung findet sich auch das personifizierte Schicksal des Einzelmenschen, der Dämon, der als Gebieter seines Lebens zu ihm gehört; auch von einer dem Einzelnen angeborenen Tyche ist etwa die Rede. Wie weit man bei näherem Nachdenken an diese Gestalten, über die sich die Dichter auch zuweilen einen Spott erlauben, wirklich geglaubt hat, läßt sich natürlich nicht genau bestimmen, und Viele werden es am Ende überhaupt am liebsten mit Philemon gehalten haben, der da fand, es sei eine Gottlosigkeit, von der Gottheit überhaupt etwas wissen zu

wollen, da sie sich ja für den Menschen absichtlich in Dunkel gehüllt habe, und der die Mahnung gab: „An Götter glaube und ehre sie; doch suche sie nicht mit dem Verstande.“ Jedenfalls aber genossen die neuen personifizirten Schicksalsmächte noch weniger Liebe als die alten Götter; denn das Schicksal war und blieb dem Griechen bei seiner pessimistischen Anlage eine düstere Macht, und immer wieder wurden Fragen laut wie die:

„Sind Schmerz und Leben nicht zuletzt Geschwister doch?“



